

Pfr. Jürg Scheibler

Predigttext: Matthäus 20, 1-16

Die Arbeiter im Weinberg

Denn mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Gutsherrn, der am frühen Morgen ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg einzustellen. Nachdem er sich mit den Arbeitern auf einen Denar für den Tag geeinigt hatte, schickte er sie in seinen Weinberg. Und als er um die dritte Stunde ausging, sah er andere ohne Arbeit auf dem Marktplatz stehen, und er sagte zu ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg, und was recht ist, will ich euch geben. Sie gingen hin. Wiederum ging er aus um die sechste und neunte Stunde und tat dasselbe. Als er um die elfte Stunde ausging, fand er andere dastehen, und er sagte zu ihnen: Was steht ihr den ganzen Tag hier, ohne zu arbeiten? Sie sagten zu ihm: Es hat uns niemand eingestellt. Er sagte zu ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg! Es wurde Abend und der Herr des Weinbergs sagte zu seinem Verwalter: Ruf die Arbeiter und zahl ihnen den Lohn aus, angefangen bei den Letzten bis zu den Ersten. Und als die von der elften Stunde kamen, erhielten sie jeder einen Denar. Und als die Ersten kamen, meinten sie, dass sie mehr erhalten würden; und auch sie erhielten jeder einen Denar. Als sie ihn erhalten hatten, beschwerten sie sich beim Gutsherrn und sagten: Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgestellt, die wir die Last des Tages und die Hitze ertragen haben. Er aber entgegnete einem von ihnen: Freund, ich tue dir nicht unrecht. Hast du dich nicht mit mir auf einen Denar geeinigt? Nimm, was dein ist, und geh! Ich will aber diesem Letzten gleich viel geben wie dir. Oder ist es mir etwa nicht erlaubt, mit dem, was mein ist, zu tun, was ich will? Machst du ein böses Gesicht, weil ich gütig bin? So werden die Letzten Erste sein und die Ersten Letzte.

Turnstunde – das war für mich nicht der Lichtblick der Schulwoche. Kletterstange, Ringe oder Pferd schienen mir feindlich gesinnt zu sein. Und das Schlimmste kam dann immer vor den Spielen: Das Spiessrutenlaufen des Gewähltwerdens.

Ihr kennt sie alle und werdet Euch an sie erinnern, an die Sport-Flaschen, die beim Wählen immer am Schluss drankamen und die dann von den Sport-Ass-Wortführern widerwillig aufgerufen wurden in einer Mischung von herablassender Verzweiflung und säuerlicher Grosszügigkeit. – Ich

war eine dieser Sportflaschen. Zwar hatte ich dank meiner grossen Klappe sonst das Glück, in der Klasse gut integriert zu sein. Aber beim Sport hörte der Spass auf, und ich habe bis heute noch den fatalen Satz in den Ohren: "Dann halt noch den Scheibler". – Worauf man mich ins Tor stellte, und ich von Zeit zu Zeit einen Ball an die Rübe bekam, was mein Verhältnis zu fliegenden Wurfgeschossen bis heute nachhaltig geprägt hat.

Es ist nicht lustig, der Letzte zu sein, und ich mag mich noch gut an den einen Sporttag erinnern, wo meine Mannschaft eine Medaille ergatterte – dank mir auf der Ersatzbank – und ich mich gar nicht so recht über diese Medaille mitfreuen konnte.

Es ist nicht lustig, der Letzte zu sein – bei Arbeit, Sport und Spiel nicht. Niemand will das wirklich. – Ich bin froh, muss ich das nicht mehr so oft erleben.

Und doch glaube ich, dass diese meine Erfahrung wohl meine Wahrnehmung in Bezug auf Menschen geändert hat, die am Schluss der Reihe stehen, die zuletzt drankommen, zuletzt gewählt werden. Nicht dass ich diese Menschen nun automatisch und überschwänglich liebe. Und doch trifft es mich immer wieder mitten ins Herz, wenn ich Geschichten von Menschen höre, die vergessen worden sind, am Rand stehen, am Schluss drankommen. – Ich weiss, meine Turnstundenerfahrungen sind ein Kleks im Vergleich zum Schicksal so vieler Menschen, die im Leben viel tiefgreifender als Letzte drankommen. Und doch hilft mir diese ferne Turnstundenerfahrung unbewusst, sie besser zu verstehen.

Ich bin überzeugt, auch Ihr kennt den einen oder anderen Moment, wo Ihr am Rand gestanden seid, zuletzt drangekommen seid. Man steht an einem Apéro blöd herum, weil man keinen kennt und keiner einen kennt. Man wird an der Ladentheke schnöde übergangen, weil gerade Frau Wichtig hereingekommen ist. Im Verein wird eine Entscheidung getroffen, ohne dass man einbezogen worden wäre. Oder was weiss ich. Und auch wenn das alles nicht existenziell bedrohlich war: Es ist nicht lustig, der Letzte, die Letzte zu sein.

Aber genau aus dieser Perspektive heraus – aus der Perspektive derjenigen, die als letztes drankommen – möchte ich für einmal unser Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg lesen. Denn nicht ohne Grund steht genau am Ende unserer Geschichte dieser Vers, der uns allen bekannt ist, dass die Letzten die Ersten sein werden und die Ersten die Letzten.

Um diesen Schlussvers zu verstehen, nachvollziehen zu können, müssen wir als Hörende, Miterlebende der Geschichte einen Perspektivenwechsel vollziehen und das Gleichnis eben aus Sicht der Letzten, der Übergangenen, der Vergessenen betrachten.

Und es ist wahrlich nicht einfach, diesen Perspektivenwechsel vorzunehmen. Denn wohl allzu automatisch schlüpfen wir als Hörerinnen und Hörer der Geschichte zuerst einmal in die Rolle derjenigen Personen, denen wir in der Geschichte als erstes begegnen, verfolgen das Geschehen aus ihren Augen, und die Perspektive derjenigen, die später in der Geschichte dazu kommen, entgeht uns.

Wir hören vom Herrn des Weinbergs, gehen mit ihm innerlich auf den Marktplatz, wo Tagelöhner auf Arbeit warten, stellen uns bildlich vor, wie der Gutsherr die ersten Arbeiter für einen Tageslohn einstellt. Und vielleicht schlüpfen wir nun in die Rolle dieser ersten Arbeiter und sehen vor unserem inneren Auge, wie sie im Weinberg den ganzen Tag über schwer arbeiten, arg geplagt von der Hitze der brennenden Sonne.

Und sicher verstehen wir auch die Empörung dieser Ersteingestellten über die vermeintliche Ungerechtigkeit des Gutsherrn, der den letzten Arbeitern, die nur eine Stunde im Weinberg gewesen sind, den gleichen Lohn auszahlt, und zwar erst noch vor allen anderen.

Das ist doch ungerecht! Wir haben doch mehr gearbeitet als die anderen, hören wir uns mit den ersten Arbeitern murren. Mann, waren wir blöd – wir hätten ja auch den ganzen Tag über faul herumhängen können! So mögen unsere Gedanken sein, wenn wir alles aus Sicht der Ersteingestellten sehen.

Aber genau das sind nicht die Gedanken derjenigen, die als letzte eingestellt worden sind –, ihre Gedanken sind andere, und diesen Gedanken nähern wir uns, wenn wir uns die Frage stellen: Wie erleben diejenigen, die erst am Schluss eingestellt werden, den Tag?

Eines ist vorab klar: Am Anfang des Tages waren alle Tagelöhner gleich. Alle gingen mit der gleichen bangen Frage auf den Marktplatz: "Werde ich heute zu arbeiten haben? Werde ich etwas verdienen, um mir Brot zu kaufen?" Der Tageslohn eines Denars für einen Tagelöhner ist nicht viel. Er reicht bloss für ein paar Fladenbrote. Eine ganze Familie lässt sich damit nicht wirklich ernähren. Und eben: Zuerst muss man überhaupt Arbeit bekommen. An manchen Tagen wartet man bis zum Sonnenuntergang und geht dann mit knurrendem Magen und ohne Geld wieder weg.

Es ist darum nicht erstaunlich, dass für manche Menschen in der damaligen Zeit die Tagelöhner noch unter den Sklaven standen, denn diese hatten wenigstens Kost und Logis für sich und ihre Familien. Sie kannten die Unsicherheit eines Tagelöhners nicht.

Sind die Letzten in unserer Geschichte also wirklich nichtsnutzige Faulpelze, die den ganzen Tag an der Sonne herumhängen!? – Das Gleichnis gibt uns eine klare Antwort: Zählt man nämlich den Schlussvers von den "Ersten und Letzten" nicht dazu, steht in der Mitte des Gleichnisses genau das, was wirklich wichtig ist.

Es steht zuerst die Klage der Letzten. Keiner von ihnen sagt: "So schön hier an der Sonne!" Im Gegenteil: In der Mitte des Gleichnisses lesen wir: "Es hat uns niemand eingestellt! – Niemand hat uns gewollt; niemand hat uns gebraucht; niemand hat uns als würdig erachtet. Und deshalb sind wir immer noch hier und warten darauf, eingestellt zu werden."

Diese Klage steht in der Mitte. Sie sollen wir hören und ernst nehmen. Bloss, ich weiss nicht, wie es Euch geht, aber im Sog der Schilderung und aus der Perspektive der Ersteingestellten habe ich schnöde über diesen zentralen Satz hinweggelesen. Und so bin ich mit den Ersten Erster geworden, habe mit ihnen vergessen, dass am Anfang des Tages noch alle Tagelöhner gleich gewesen sind. Und plötzlich werden aus Diener Herren und aus Arbeitssuchenden Nichtsnutze. Und am Schluss sind die Letzten selbst schuld, dass sie Letzte geblieben sind.

An sie richtet sich dann der Persönlichkeitsberater und der Stilexperte in mir und sagt ihnen: Gut, genug geklagt! Jetzt mach mal was aus dir! Lerne dich besser zu verkaufen! Stell dich nicht so an! Zieh eine nette Krawatte an und peppe Deinen Lebenslauf etwas auf! Dann kommt das schon.

Wie anders verhält sich der Gutsherr in der Geschichte! Er fragt nicht, wie jemand daher kommt; ob er oder sie sich gut verkaufen kann. Er sieht ganz einfach, dass Menschen nicht gerufen, nicht wahrgenommen worden sind. Er stellt einfach fest, dass die Letzten immer noch ohne Arbeit dastehen. Und das ist er nicht bereit hinzunehmen. Darum sagt er ihnen: "Geht auch ihr in den Weinberg!"

Dieser Ruf des Gutsherrn steht als Antwort auf die Klage der Letzten und Übergangenen genauso in der Mitte unserer Geschichte: "Geht auch ihr in den Weinberg!" – Als ob es nichts Einfacheres als diese Aufforderung gäbe, damit die Letzten nicht mehr Letzte bleiben.

Doch genau so handelt Gott unter uns Menschen, sagt uns Jesus in diesem Gleichnis. So funktioniert Gottes Reich: Alle werden gerufen. Auch die Letzten. Ohne vorgängige Klärung der Schuldfrage. Ohne langes Fackeln. Und wichtig scheint diesem Gott erst recht nicht zu sein, wann jemand kommt und wieviel er oder sie durch Arbeit am Gedeihen des Weinbergs beiträgt.

Wichtig ist, dass Menschen kommen, dass sie dabei sind und Hand anlegen. Glückliche, Angesehene und Erstberufene. Aber gerade auch die, welche so sehnsüchtig darauf warten, dass man sie sieht, wahrnimmt und ruft.

So sind am Schluss des Tages wieder alle gleich. Die Ersten sind wieder Tagelöhner und die Letzten auch. Aber alle stehen sie am Ende nicht mehr mit leeren Händen da wie am Anfang der Geschichte. Aus der Hand des Gutsherrn haben sie den Tageslohn erhalten. Und was soll dieser Tageslohn anderes sein als Leben aus Gottes Hand? Ewiges, tiefes, erfülltes Leben? Leben, das nicht wie ein Geldwert etwas mehr oder etwas weniger sein kann und erst recht nicht mit Verdienst oder Mühe in Verbindung zu bringen ist? – Leben aber, das aus der Hand dessen kommt, der ruft und beruft. Leben für diesen und jeden Tag.

Dort aber, wo es uns bewusst geworden ist, was wir als Tagelöhner an Leben aus Gottes Hand empfangen haben, dort können und sollen wir denjenigen gegenüber, die am Schluss der Reihe stehen, nicht mehr schweigen. Auch wir sollen mehr und mehr von Gott diesen einfachen Ruf lernen: Komm auch du! – Ja, ist es denn in unserem Alltag wirklich so schwierig, auf Menschen zuzugehen, sie herbeizurufen, ihnen einen Platz in den Marktplätzen dieser Welt anzubieten? Allen ökonomischen Unkenrufen zu Trotz, die uns ständig daran mahnen, dass die Platzzahl auf dieser Welt halt leider beschränkt sei? Sollen wir das wirklich einfach so hinnehmen?

Können wir nicht auch ein bisschen den Blick dieses himmlischen Gutsherrn lernen, den Blick, der diejenigen nicht ausser Acht lässt, die zurückgelassen worden sind? Und wie schön wäre es, wenn es uns nur von Zeit zu Zeit gelänge, den einen oder anderen Menschen ins Leben zurückzurufen?

Ich möchte lernen zu glauben, dass das, was Gott an uns tut, Liebestat, Wohltat und Lebensgeschenk ist. Tag für Tag. Und dass sein Wille gerecht ist, der die Letzten endlich zu Ersten werden lässt. Amen.